

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

11.2.1923 (No. 6)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 6



11. Febr. 1923

Karl Preisendanz / Karnevalistische Auswirkungen.

Längst hat der Karneval seinen wahren Sinn und Wert verloren; aber unentwegt sind seine Ueberlebsten in den Falten auch der Kultur von heute hängen geblieben, ein liebwörter Unsinn, ohne den gewisse Gegenden und Städte nun einmal nicht auskommen können. Daß da einmal, Jahrhunderte vor Christus, der Wein und Leben spendende Gott Dionysos aus Kleinasien übers Meer gezogen kam nach Hellas und auf seinem Schiffswagen, umschwärmt von hochgestaltigen Silenen und Satyrn, ins Land Attika einfuhr — wer denkt heute bei Maskenscherz und Mummenschauz daran, daß all der Flittertanz einst Religion war? Religiöse Feier, aus der sich im Zwiegespräch des Dionysosdarstellers und der Vorkühre die Kunstform der Tragödie, das „Lied der Vögel“, ablöst! Welcher Unterschied zwischen dem Schiffskarren „Carrus navalis“, des ersten bekannten Dramatikers Theopis und dem römischen „Kar-naval“, den uns Goethe zweitausend Jahre später so reizvoll beschrieben hat. Doch ist es schließlich recht unangebracht, bei jedem heiteren oder betrüblichen Kalenderfest der kulturhistorischen Berechtigung dieser Einrichtung nachzuhängen; der tiefstintigen Spekulationen wäre kein Ende; und darum haben auch unzählige Schriftsteller, Dichter, Künstler und Männer der Wissenschaft die zerstreuten Freuden des Karnevals erprobt und genossen, wie sie eben bei Raune und Geld waren. Und was sie über ihr Erleben und Empfinden dabei zu sagen hatten, ergab die buntesten Stimmungsbilder von Feder oder Pinsel, feils, daß sie ihren Karneval in Skizzen für die Öffentlichkeit oder in rein persönlich gehaltenen Momentaufnahmen wie Briefen oder Tagebuchblättern festhielten. Eine Sammlung solcher Zeugnisse karnevalistischen Erlebens durch die Jahrhunderte müßte ein äußerst abwechslungsreiches Panoptikum menschlicher Dokumente überhaupt liefern. Dem einen ist die tolle Zeit nichts weiter als ein Narrenspiel, andere holen aus ihr bleibende Werte und kosten sie aus als überlegende und überlegene Betrachter. Goethe ist dem Karneval nicht ausgewichen, er hat gar manchen „Mummenschauz“ in der Heimat mitgemacht, und zweimal ist er, der Weimarsche Staatsminister, Zeuge des Römischen Karnevals gewesen. Wenig kam zunächst (1787) fürs Tagebuch der „Italienischen Reise“ heraus; ein paar fast widerwillige Notizen: „Den 18. Februar. Abends nach verflungener Karnevalstorbheit.“ Auf dem zugehörigen Blatt über die Sache selbst keine Silbe! „Den 19. Februar. . . Heute war ein Tag, den ich mit Schmerzen unter den Narren zubrachte. Mit Anbruch der Nacht erholte ich mich auf der Villa Mediceis.“ Sonst kein Wort vom Fest; die Gedanken des Reisenden eilen auch schon zu sehr voraus zum spielerischen Besuw: „Bei Nacht sieht man den Gipfel glühen. Gebe uns die wirkende Natur einen Lavafluß!“ Und endlich: „Mischermittwoch: Nun ist der Narreheit ein Ende. Die unzähligen Lächer gestern abend waren noch ein toller Spektakel. Das Karneval in Rom muß man gesehen haben, um den Wunsch völlig loszuwerden, es se wiederzusehen. Zu schreiben ist davon gar nichts, bei einer mündlichen Darstellung möchte es allenfalls unterhaltend sein. Was man dabei unangenehm empfindet: daß die innere Fröhlichkeit den Menschen fehlt und es ihnen an Geld mangelt, das blischen Lust, was sie noch haben mögen, auszulassen. Die Großen sind öfonom-

misch und halten zurück, der Mittelmann unvermögend, das Volk lahm. In den letzten Tagen war ein unglaublicher Kärm, aber keine Herzensfreude. Der Himmel, so unendlich rein und schön, blickte so edel und unschuldig auf diese Poffen.“ Ganz anders, als Goethe ein Jahr später wieder Karneval auf dem Corso erlebte: da schien ihm diese „Feierlichkeit“ schon als kulturgeschichtliches Intermezzo eingehendere Schilderung zu verdienen. Obwohl er aus stillkünstlerischen Bedenken meint, „eine so große, lebendige Masse sinnlicher Gegenstände sollte sich unmittelbar vor dem Auge bewegen und von einem jeden nach seiner Art angeschaut werden.“ Merkwürdig macht sich jetzt bei ihm, wohl in Folge so langer Vertrautheit mit südlichem Leben, eine Befriedigung über das „Festln“ geltend, „das sich das Volk selbst gibt“, trotz reichlicher Kritik der eiförmigen Bewegungen des Maskentrubels, des betäubenden Lärmens, trotz unbefriedigendem Abschluß der Tage. An kultur- und landesgeschichtlich wertvollen Beobachtungen gab es so viel zu notieren, daß die Tagebucheinlage „das römische Karneval“, als eigene kleine, ursprünglich illustrierte Schrift gelten kann. Doch steht Goethe in der Hauptsache als Kurzuschauer über dem Treiben, nicht als unmittelbar Beteiligter in ihm, und seine Mischermittwochsbeobachtung artet mit etlichen weltweisen Gleichnissen in jene mäßige Traurigkeit aus, die man fast gekündeten Kokenjammer zu nennen versucht wäre. Aber Goethe zog seine Ursache dazu nur aus der Summe seiner Urteile: „Dieses Fest allgemeiner Freiheit und Losgebundenheit, dieses moderne Saturnal, endigt sich mit einer allgemeinen Betäubung.“ Trotzdem schließt er mit dem ermunternden Wunsch an die Leser: jeder möchte mit ihm, da das „Leben im ganzen, wie das römische Karneval, unübersehlich, ungenießbar, ja bedenklich bleibe, durch diese unbekümmerte Maskengesellschaft an die Wichtigkeit jedes augenblicklichen, oft gering scheinenden Lebensgenusses erinnert werden.“ In solchen Symbolismen spricht doch nur, wer wie Goethe, von der Tollheit „nicht selbst angesteckt“ und „auf kein Festln — so nennen sie die Redouten — gekommen ist.“ Und so glaubt man seinem Brief vom 1. Februar 1789 den Seufzer: er wolle froh sein, „wenn die Narren künftigen Dienstag zur Ruhe gebracht würden“ und einem späteren ebenso: daß man „Mittwochs Gott danke und der Kirche für die Fasten“. Aber der römische Fasching treibt noch weiter seinen Spuk, bis in die Phantasien des alternden Dichters: gleich im ersten Akt des zweiten Teils Faust wird große „Mummenschauz“ gehalten, ausdrücklich von den nüchternen deutschen Maskeraden unterschieden: hat doch der Kaiser aus Rom mit der Krone „auch die Kappe mitgebracht“. Und trotz der vorgefasten Fröhlichkeit aller, die „das wilde Karneval“ bei Hofe feiern — Es bleibt doch endlich nach wie vor Mit ihren hunderttausend Poffen Die Welt ein einzig großer Tor!

Klingt es nicht wie Fronte des Schicksals oder Zufalls, wenn man heute hört: der höchste Preis für ein Autograph von Goethe überhaupt wurde kürzlich erzielt, als ein paar unbedeutende Widmungsworte seiner Hand an Adele Schopenhauer auf dem Umschlag zu Rollenenteilen aus einem Maskenzug von 1818 mit 800 000 Mark ersteigert wurden!

Bedeutete schon Goethe die Natur und ihre Beobachtung ungleich mehr als ein römisches Karneval — der tätige Besuch lockte ihn ja mit Macht aus dem tollen Trübel fort! — so steigerte sich ein paar Menschenalter später einem anderen Italiener reisenden, der sich ganz der Natur widmete, Ernst Haedel, der Gegensatz zwischen ihrer Reinheit und so erkünstelter Lustigkeit zu völliger Kraft. Nicht daß er damals in trister Kopfhängerei und aus einseitiger Gelahrtheit abfällig über menschliche Narreteien den Stab brach. Das eher noch als junger Medizinstudent, als er sich auf seinen ersten Maskenball verirrt, weil ihm „gerade so traurig verstimmt zu Mute“ war, daß er „zum Arbeiten gar nicht recht kommen konnte.“ Zu tätiger Teilnahme gelangte er nicht, und er mag langweilig genug in der Würzburger „Harmonie“ herumgelungert haben. Denn plötzlich sprach ihn eine weibliche Maske „Weiterheit“ an und warf ihm „die Einseitigkeit und Traurigkeit“ seines „abgeschlossenen toten Lebens“ vor mit eindringlichem Ermuntern, sich doch fleißiger unter die Menschheit zu begeben. Das verpricht er dann am Schluß der Beschreibung: „Uebrigens will ich mir ihre Ermahnungen zu Herzen nehmen!“ Vergebene Liebesmüh! Bald wieder geschieht er seine gründliche Appetitlosigkeit „zu weiteren Tanzvergüngen. Freilich mag das auch an meiner Auffassungsweise der hiesigen Bälle liegen, welche ich lediglich als gymnastische Uebungen auffasse, daher ich denn auch jeden Tanz pflichteifrig mittanze, ohne doch während der ganzen Zeit meinem Körper irgend eine Erquickung zu gönnen, wobei man ganz vortrefflich mitten im umgebenden Ueberfluß faulen lernt.“ Der römische Karneval, den Haedel später in Rom erlebte, war nach seinem Brief vom 1. März 1859 „so überaus glänzend, wie er überhaupt nur je gewesen ist.“ Der französische Stadtkommandant hatte zum erstenmal seit vielen Jahren das allgemeine Maskentragen erlaubt, „vielleicht in der Erwartung, daß so Skandal entstehen und dadurch das Militär Gelegenheit finden würde, sich noch weiter festzusetzen.“ Im übrigen herrliches Wetter, starker Fremdenandrang, Schönheiten die Fülle.“ Aber auf mich hat es trotzdem so gut wie gar keinen Eindruck gemacht, und ich habe wenigstens die Genugthuung, das selbe von vielen meiner deutschen Landsleute zu hören. Die Erklärung liegt einfach darin, daß das ganze Fest unserem norddeutschen Nationalcharakter ebenso zuwider ist, wie das ganze italienische Volksleben überhaupt. Das ganze Vergnügen besteht darin, daß die Leute sich gegenseitig entweder mit Blumensträußchen oder mit Konfetti, Gips und Mehl bewerfen. Das einzige, was mich dabei interessiert hat, sind teils die schönen, phantastischen Nationaltrachten aus der Campagna und dem Gebirg, die man dabei in Menge sieht, teils die schönen Gesichter, die in ebenfalls nicht geringer Zahl sich sehen lassen. Doch gehören dieselben, wenigstens beim weiblichen Geschlecht, zur größeren Hälfte den Engländern an, die überhaupt jetzt durch ihr großes Karnevalskontingent und ihre reichen Mittel die eingeborenen Römer fast zu verdrängen anfangen. Unter den vielen Engländerinnen, die die Balkone zieren, sind in der Tat nicht wenige Gesichter, die sich durch edlen, regulären Schnitt und schönen Ausdruck den besten Marmorgestalten des griechischen Altertums an die Seite stellen könnten. Aber auch unter den Römerinnen sieht man manche sehr schöne Gesichter von charakteristisch südlichem Typus, obwohl viel weniger, als man ge-

wöhnlich denkt. Am reizendsten sehen die kleinen, zehn- bis fünfzehnjährigen Buben aus der Campagna aus, mit hohem, spitzen Filzhut, langen braunen Haaren bis über die Schultern herab, aus denen dunkelbraune, glänzende, große Augen und ein allerliebtes Gesicht aus dem Ziegenfell oder aus der blauen Jade hervorgucken; dazu gewöhnlich halbe Hosen mit langhaarigem Ziegenfell, lederne Schienen für die Unterhosen und Sandalen. Aber auch die alten, langbärtigen Männer in ähnlicher phantastischer Räubertracht aus der Campagna und aus dem Gebirg, sehen nicht minder malerisch aus. Die Mädchen vom Lande sind meist sehr malerisch in Weiß, Rot und Gold gekleidet.

Nach Haedels Beschreibung der karnevalistischen Vorgänge auf dem Corso hatten die Lustbarkeiten schon zu seiner Zeit wesentlich von der Poesie verloren, die Goethe doch immer noch zu erzählen glaubte. Allein, ohne einheimischen Anschluß, innerlich mit so ganz anderen Gedanken erfüllt, beschränkte er sich „rein auf objektives Beobachten des höheren Blödsinns“, wobei ihm aber „bald so nüchtern und hohl zumute wurde“, daß er nach zwei pflichtgemäß ausgehaltenen Nachmittagen „die andern mit viel Vergnügen drangab und auf das Herz der lieben Natur, auf die Berge flüchtete . . .“

Anders der junge Anselm Feuerbach, der Kostüm- und Maskenfeste mit den Augen des farbenliebenden Künstlers betrachtete und von diesen bunten Bildern manche Anregung für sich erwarten konnte. Aber auch abgesehen davon: „das junge Blut hatte Freude dran“, wie er selbst in einem Brief an seine Mutter (Karneval 1849) gesteht:

„Ihr habt mit Krankheit und Leid zu kämpfen, und ich mache einen Ball mit, das paßt schlecht zusammen. Doch ist es das erste mal diesen Winter, dann ist es fertig; ich hatte mich kurz entschlossen und habe einen sehr ehrenvollen Posten bekommen, ich bin der Wappenträger der Künstler, ich trag das Dürerwappen, ganz im engen Knappenkostüm, das mir prächtig steht, einen Kranz von wilden Reben auf dem Kopf, ein kurzes Mieder von rotem Samt und weiße Trikots, ich habe das einfachste und sicher das schönste Kostüm, da es ganz anliegend ist. Ich bin in Ordnung damit und habe also die vollkommenste Ruhe zur Arbeit, während die ganze Stadt drängt und treibt, denn es wird pompös. Zwei flotte Abende und eine süße Erinnerung mehr an München, weiter nichts. Seid mir nicht böse. Das junge Blut hat eben seine Freude daran.“

Unter wesentlich verschiedenen Voraussetzungen hat später Friedrich Nietzsche den Fasching abgelehnt und sich ferngehalten, als er, schon ein kranker Mann, in Nizza der Unruhe des Karnevals weit aus dem Wege ging: „Ich fürchte mich vor dem Karneval“ (schreibt er im Februar 1888 an die „liebe, liebe Mutter“); an dem schlimmsten Tage werde ich nach Cannes gehen (fahren natürlich!).“ Und so hatte er es schon vier Jahre vorher in Venua gehalten; denn Ende Februar 1882 berichtet er in einem Brief an Mutter und Schwester: „Während des großen Karnevalzuges waren wir auf dem Friedhofe, dem schönsten der Erde . . .“ Einen schärferen Gegensatz zum lärmenden Getriebe eines italienischen Volksfestes hätte Nietzsche kaum mehr finden können; ihm dem Nerven- und Augenkranken, ging damals über alles die Ruhe; ihr zuleb vertauschte er jahrelang Stadt um Stadt, Gegend um Gegend. In Karnevalsfreunden fand er sie nicht.

Gustav Rommel / Geschichtliches von der Pfingz und ihren Seitengewässern.

IV.

Am Durlacher Gebiet war die Stadt selbst nicht willens, ihre Strecken allein zu säubern und hat um Hilfe durch tüchtige und erwachsene Amtsuntertanen. Dabei verwahrte sich Durlach dagegen, daß die Dörfer, nicht wie es schon einmal vorgekommen, wieder „liederliche Buben, auch wohl gar nur Mädlein zu Frohn schicken.“

1712 wurden auch die Stafforter Wehre, Heglach- und Diebwehr, mit großen Kosten erneuert.

Auch der allseitig schwierige Punkt, das Größinger Sühnerlochwehr, wo sich die Pfingz teilt, bedurfte wieder größerer Säuberungsarbeit. Das Pfingzwasser wurde durch einen schon früher zur Ableitung des Flusses einens erstellten Graben geführt, damit so die wasserfreien Stellen des Flußbetts gehörig gereinigt und ausgearaben werden konnten. Etliche Jahre nachher (1714) wurde am Abfallwehre des Sühnerlochs wieder gebaut; eine „dauerhafte Reparation“ war anbefohlen worden. Die Krümmung der Pfingz (der Rant) ward abgearaben, ein Damm errichtet, das Wehr erneuert; drei Streichbäume wurden eingelegt, damit sich das Wasser daran abstoße. Allerhand Schwierigkeiten gab's dabei.

An den Pfingzarbeiten, die der Markgraf Karl im Jahre 1714 befohlen hatte, nahm der Fürst regen Anteil, er wollte sogar selbst dabei sein, wenn auf der Strecke Größingen—Blankenloch—Staffort gearbeitet wurde.

Ein bedeutendes Ereignis fiel in die folgende Zeit: die Gründung von Karlsruhe im Jahr 1715.

Im Hinblick auf eine bessere Entwicklungsmöglichkeit im Bauwesen der neugegründeten Stadt faßte man den Plan, eine Kanalverbindung Größingen—Durlach—Karlsruhe unter Benützung der Pfingz (mit Krehbach) und des Landarabens zu schaffen.

Hierzu hatte der Hofbaurat Lesebure 1719 ein Gutachten eingereicht, in welchem er von der Wiedererschließung des Krehbachs, sowie des Racine-Grabens, der schon verfallen war, abriet und vorschlug, die Steine aus den Brüchen am Büchelberg auf der Achse bis zur Durlacher Untermühle zu fahren und sie von da aus zu Schiff auf dem Landaraben nach Karlsruhe zu bringen.

Das ganze beabsichtigte Kanalwerk bis Karlsruhe unterblieb daraufhin vorerst noch, der großen Kosten wegen.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war am Unterlauf der Pfingz noch manches vorgegangen.

Bei dem Ausbau der Reichsteine Philippsbura sollte der Fluß eine Rolle spielen.

Bis jetzt lief zwar schon die kleine Pfingz vom Grabener Lochbaum aus dahin. Der nur schmale Graben aber genügte nicht, um die Festungsgräben zu füllen und Philippsbura unter Wasser zu setzen.

Es war im Jahr 1701, als der Kommandant der Feste, Generalfeldmarschall v. Thüngen, mit Genehmigung der Badischen Herrschaft den nachher Thüngenschen Graben benannten Kanal unter Verwendung und Ausbau der kleinen Pfinz einrichten ließ.

Ein neuer Zuleitungsgraben, 100 Meter nordwestlich des Hochbaums aussehend, verband den Hauptfluß mit der kleinen Pfinz. Ein großes Stauwehr ward gebaut, dessen Spuren noch erhalten sind. Durch den Thüngenschen Kanal lief nun aber das Hauptwasser der Pfinz ab, so daß das alte Flußbett fast wasserleer war, und die Mühlen an Graben und Ruckheim nicht mahlen konnten.

Dieser Zustand führte natürlich zu verschiedenen Klagen und gar oft wurde die Schleuse heimlich geöffnet.

Als später dann die Kriegezeiten für Philippsburg (Mitte des 18. Jahrhunderts) vorbei waren, hatte man auch das Pfinzwasser dort nicht mehr so nötig und der Thüngensche Graben verschlammte, weil er nicht mehr unterhalten wurde.

Gleichfalls zu militärischen Zwecken diente die planmäßige Ueberschwemmung des ganzen Rheintals von Ettlingen bis Ketsch, welche Prinz Eugen, „der edle Ritter“, im Jahr 1735 von den loc. Ettlinger Linien aus durch General von Schmettau vornehmen ließ, durch Stauung von Alb, Pfinz, Saal- und Kraichbach, zur Deckung seiner Stellung bei Bruchsal gegenüber Philippsburg, als dem Brückenkopf der Franzosen.

Den ganzen Sommer über stand das Land vom Entensee bei Ettlingen bis zur Pfinz über Gottesau, vom Entensfang bei Rintheim bis nach Haasfeld und weiter bis Hochenheim in einer Breite von etwa 800 Meter unter Wasser. Ungeheurer Schaden entstand dadurch.

Nachher vergingen Jahre, bis die Pfinz und ihre Seitengewässer wieder ausgeräumt, die zerstörten Brücken und Wehre, die Flußgräben und Kanäle wieder in Ordnung gebracht waren, um namentlich die Holzflößerei auf dem Fluß wieder betreiben zu können.

Das vom Oberlauf der Pfinz her kommende Holz wurde bis 1737 nur bis zum (1733 erneuerten) großen, steinernen Wehr bei der Durlacher Obermühle abgesetzt, nachher verlegte man die Holzrechen an die Untermühle und führte von da das Holz zu Waagen ab, sofern es nicht weiter flussabwärts geleitet werden sollte. — Vom Jahr 1740 erzählen die Akten, daß im Oktober eines Sonntags in der Nacht der Pfinzdamme beim Entensfangwehr durchbrach und das ganze Gebiet gegen Rintheim mit dem Entensfang überflutete.

Um diese Zeit wurde für die Enttumpfung des Pfinzgebietes um Durlach durch die vom Markgrafen Karl berufenen französischen Ingenieur-Offiziere Paret¹⁾ und Regemort verschiedene Wehr- und Wasserbauten ausgeführt. Sämtliche Gräben und Bäche des Pfinzgebietes wurden tiefer gemacht, teils auch erweitert, eingeebnete wieder ausgehoben.

Neu gebaut wurde damals (1739) der lange, heute „Richmondgraben“²⁾ genannte Ent- und Bewässerungskanal, der vom Landgraben aus, zwischen Pfinz und dem alten Bach am Entensfang schnurgerade vorüberzieht und zur Ableitung der Wasser von Gottesau, Rüppurr und des Entensfangs diente. Die Stadt Durlach legte zwar Protest gegen diesen Grabenbau ein, weil dessen Bahn durch die städtische Mattweide ging, aber ohne Erfolg. Im Richmondgraben wurde auch nachher ein guter Fischbestand von der Herrschaft unterhalten.

„Nach uraltem Herkommen und Gewohnheit“³⁾ lag der Stadt Durlach ob, das Gröbinger Säuerlochwehr zu unterhalten und einen gewissen Teil der Pfinz alljährlich durch dreitägige Fronarbeit der Einwohnerschaft „so viel es nötig“ zu säubern. Zur Unterstützung bei dem Werke waren außer den an der Pfinz liegenden Dörfern Gröbingen, Berghausen und Söllingen, auch die Orte Nu, Wolfartsweiler, Rintheim und Haasfeld verpflichtet.

Diese letzteren Gemeinden, Nu, Wolfartsweiler, Rintheim und Haasfeld aber stellten immer zu wenig Leute, um an der Pfinzräumung mitzuwirken, unter dem Vorwand, die herrschaftliche Fron halte sie davon ab.

Dies führte 1740 zu einer Beschwerde der Stadt Durlach beim Markgrafen, die zur Folge hatte, daß die Dörfer, wie der Durlacher Stadtrat gebeten hatte, so lange von herrschaftlichen Fronarbeiten befreit wurden, bis die Pfinzsäuberung zu Ende gekommen war, die Verpflichtung zur Beihilfe jedoch sollte unbedingt aufrecht erhalten bleiben.

Die Gemeinden suchten sich aber dieser Hilfsarbeit immer wieder zu entziehen und es kam deshalb in den Jahren 1767/73 zu großen Prozessen zwischen Durlach und seinen Nachbarorten.

¹⁾ C. W. Paret beschrieb auch den Feldzug des Markgrafen Ludwig von 1694 und gab Zeichnungen dazu. Er nahm um 1739 das untere Pfinzgebiet kartographisch auf. Federzeichnungen bei der Direktion des Wasser- und Straßenbaues.

²⁾ Vererbte Schreibweise für Regemortscher Graben. Regemort war es auch, nach dessen Plan der Neubau des badischen Teils der Handelsstraße Stralsburg—Pforzheim—Cannstatt durch das Pfinztal 1740 ausgeführt wurde.

Auch bei der Säuberung des alten Bachs mußten abseits gelegene Dörfer mithelfen, wie Schröd (Leopoldshafen), Eggenstein, Rietlingen, Hochstetten, Welsch- und Teutschneurent, Vintenheim.

Damals war die alte Verordnung eingeschärft worden, daß die Reinigung der Pfinz von Gröbingen bis Ruckheim alljährlich im Frühjahr zu erfolgen habe, was nicht regelmäßig geschah. Der Oberlauf dagegen wurde überhaupt nur von Zeit zu Zeit im dringenden Bedarfsfall gesäubert.

Dieser Mangel war aber auch die Ursache, daß dann hin und wieder die Pfinz auch oberhalb Gröbingen bei starken Regengüssen leicht über die Ufer trat.

Als im September des Jahres 1763 der Fluß bei Singen-Remchingen nach einem Wolkenbruch das ganze Tal unter Wasser setzte, die Landstraße teilweise wegriß, den Schloß-See verdarb und verschlammte, sowie sonst großen Schaden anrichtete, kam man zu dem Entschluß, den Pfinzlauf schon von Ittersbach an zu verbessern und auszuräumen. Besonders Augenmerk aber richtete man nun auf die Strecke Singen-Gröbingen mit den 1748 und 1758 hergestellten Saalgräben bei Berghausen, wo damals für die Pfinz ein neues Bett gegraben wurde.

Die Pflege der Landeskultur war für den seit 1746 regierenden Markgrafen Karl Friedrich eine der vornehmsten Aufgaben. In beharrlicher Arbeit wurden große Projekte geschaffen und in Angriff genommen.

Die von Alters her jederzeit eine Rolle spielende Entwässerung des Pfinzgebietes zur Vermeidung von Ueberschwemmungen und zur Gewinnung von Wiesen und Bauland wurde fortgesetzt. Bei diesen Arbeiten blieben zwischen den beileigenden Nachbarstaaten die „Späne“ und Streitigkeiten nicht aus. So war in den 1740er Jahren der sog. „Heilige Damm“ bei der Stafforter Zollbrücke wieder, wie seit Jahrhunderten schon, der Zankapfel zwischen der badischen, pfälzischen und sponerischen Regierung. Die bischöflichen Büchener und Neutharder hatten 1746 den Damm, den 1734 der General von Schmettau verstärken ließ, noch höher aufgeworfen, daß der Weingartener Bach kaum mehr weiterfließen konnte. So oft nun von badischer oder pfälzischer Seite der Damm durchstoßen wurde, kamen die Bischöflichen mit bewaffneter Mannschaft und es entstanden mehrfach blutige Schlägereien. 1746 rächten sich nun die Büchener für den wieder erfolgten Dammburchstich auf andere Weise, indem sie von pfälzischen Zolleinnehmer von der Zollbrücke ergriffen und ihn so mißhandelten, daß der Beamte daraufhin starb. Darob dann großer Karm bei den drei Regierungen und gute Vorsätze, die leidige Wassergeschichte endlich einmal gründlich zu regeln. Man kam zu Konferenzen und tagte u. a. 1747 auch zu Weingarten, wo man große Protokolle schrieb.

Und wie das so geht auf Konferenzen, es kommt nie, oder sagen wir selten etwas dabei heraus. Man hielt sich gegenseitig vor: Wenn Spener kein Wasser aus der Pfinz in die Saalbach durch den Sauggraben Neuthard-Karlsdorf abnehmen will, so nehme Baden auch keines vom Weingartener und Grombacher Bach durch den Wehr- und Erbgraben bei Staffort in die Pfinz auf oder umgekehrt. So verhandelte man hin und her, schließlich stritt man sich nur noch wegen der Verwahrung des Schlüssels zur Schleuse herum und konnte sich nicht einigen.

Die Sache wurde vertagt und die schlechten Laufverhältnisse der Pfinz selbst und des Weingartener Bachs sowie der Streit wegen des Heiligen Damms waren wieder nicht aus der Welt geschafft. Und so blieb es noch Jahrzehnte lang.

Inzwischen aber ging anderes im Pfinzgebiet vor sich. Im Jahre 1748 wurde auf Vorschlag des Forstverweisers Schmidt der Alte Bach auf eine Breite von 12 Schuh gebracht (um 5 Schuh erweitert und 2 Schuh vertieft), um der Holzflößerei dienen zu können. Veranlassung dazu war die Absicht der Bruchsaler Salinengesellschaft und des Herrenalber Klosterwirts Benkiser, größere Mengen Scheitholz, das auf der Alb bis Rüppurr kam, von da durch den alten Gottesauer Flozgraben, Land- und Bäderichsgraben zum Alten Bach zu bringen und bis nach Friedrichstal zu flößen. Die Saline Bruchsal und Benkiser trugen einen merklichen Teil der Wasserkosten. Ein bei der Blankenlocher Zehntsteuer vorhandener Aquaedukt wurde dabei erweitert und zuerst als Holzbau erstellt, 1752 aber von Stein gemacht. Eine Schließe bei Stutensee war gleichfalls nötig.

Die Holzflößerei über den Alten Bach dauerte bis zum Jahr 1766 und wurde dann, als ein Hochwasser wieder einmal viele Schließe und Wehre verdarb, eingestellt. Die Unterhaltung des Gewässers im flößbaren Zustand, wie auch der Zuleitungsgräben, war ohnedies mit ziemlich hohen Kosten verknüpft und auch schwierig.

Mit mehr Energie betrieb man die Austrocknung der Pfinzniederungen. Der rührige Bürgermeister Lamprecht⁴⁾ von Durlach ließ gegen Blankenloch zu und um Durlach selbst viele Sumpfwiesen trocken legen und richtete eine geordnete Wiesenwässerung durch Gräben und Kanäle daselbst ein (1760—67).

⁴⁾ Eine Gründung von ihm ist der heutige Lamprechtshof.

In der Stadt Durlach war 1760 der Zustuß der Dürrbach geregelt worden und 1764 wurde auch ein Fischbrunnen zum Plumentor gebaut.

Ende der 1760er Jahre verursachten zwischen Graben und Spöck häufige Ueberschwemmungen auf den Feldern vielen Schaden, weil insbesondere das gemeinschaftliche, speyerische-badische Stück der Pfinz bei Neuthard in den letzten Jahren nicht richtig unterhalten und gesäubert worden war.

Vorstellungen der badischen Regierung bei der speyerischen in dieser Hinsicht waren von 1768 an besonders nachdrücklich erhoben worden, aber ohne Erfolg.

Als nun 1771 die Pfinz im Frühjahr mehrmals ausbrach und der Weingartener Bach bei Staffort und Spöck über die Felder ging, griff das Forstamt Karlsruhe als Aufsichtsbehörde ein und veranlaßte den Schultheißen von Graben, an beiden Ufern der Pfinz von Graben aufwärts alles überflüssige und hindernde Holz wegzuhauen und den Fluß um 4 Schuh zu verbreitern, um dem Wasser einen besseren Abfluß zu sichern.

Da nun hierbei das speyerische Ufer bei Neuthard nicht ausgeschloffen wurde, eine Unterredung hätte den ganzen Nutzen der Arbeit ausgeschaltet, so sah sich die speyerische Regierung am 1. Juli 1771 veranlaßt, einen Protest wegen dieses „unfreundlichen Verfahrens“ nach Karlsruhe abzulassen und zu verlangen, „daß das abgeräumte Holz wieder zur Stelle

gebracht, die Ufer wieder in ihren vorigen Stand hergestellt (1) und über diese so schwere Violation des diesseitigen territorii eine hinreichige Genugthuung geleistet werde.“

In Anbetracht der vorausgegangenen, jahrelangen und vergeblichen Versuche, die speyerische Regierung zu einer gemeinschaftlichen Pfinzsäuberung und Erweiterung zu veranlassen, war dieser bischöfliche Protest immerhin sehr merkwürdig. Schon am 6. Juli beantwortete ihn auch die badische Regierung sehr kurz und kategorisch, daß durch die speyerischen „Bedenklichkeiten zu einer Pfinzsäuberung das Uebel immer nur größer wird“. Man möchte doch endlich einmal die Hand dazu bieten und die vertragmäßige Breite der Pfinz wiederherstellen, umsomehr als solches der Natur der Sache gemäß ist und sich von selbst versteht, daß ein Bach unten nicht enger als oben sein“. Den Kern des speyerischen Protestes, die „Violation des territorii“ hat man in der Antwort warprästlicherseits vornehm übergegangen und die bischöfliche Regierung hatte nachher auch Takt genug, nicht mehr darauf zurückzukommen sondern sich in den folgenden Schreiben nur über die vertragmäßige Breite der Pfinz von 22 Schuh auszulassen. Die Säuberung des Flußes erfolgte zwar noch in dem gleichen Jahr, aber jeder der beiden Kontrahenten warf dem andern vor, schlecht gepunkt zu haben und jeder wollte die Arbeit nach dem Beispiel des andern gemacht haben.

Karl Frank / Der Stein. Skizze.

Goldene Sonne glänzt über dem Rand. Regenbogenbunt wiegt sich des Sommers Flur wohlhig hügelan, hügelab. Wälder voll blandunklen Schatten inseln dazwischen Ferne Berge verwehen wie zarte Schleier am weißen Himmelsrand.

Am Waldsaum in buschumschatteter Nacht auf grausilberner Holzbank streckt sich ein Mann aus. Er schließt die Augen und atmet tief und beglückt. Sein offenes, sommerliches Antlitz strahlt von einer inneren Freude. Nun richtet er sich ein wenig auf, seine Hand greift in die Tasche und zieht einen Brief heraus. Er liest. Seine Augen leuchten auf wie sonniger Himmel. Man sieht's dem Brief an, daß er nicht zum erstenmal gelesen wird. Nein, wahrhaftig nicht! Zum zehnten-, zum zwanzigstenmal wird er gelesen, und immer fröhmt er neues Licht aus, neue Wärme, neue Wellen des Glücks. Der Mann liest und liest, und es ist wie ein Wunder, denn jedes Wort, jeder Satz tönt und klingt leicht, der ganze Brief ist Musik geworden. Darum muß man mit solchen Briefen in die Stille gehen, denkt der Lesende, der jetzt ein Höreuder geworden ist. Er vernimmt deutlich die Musik jedes Satzes, er kennt jeden Absatz. Das ganze Tonstück in seiner feinen, reizvollen Gliederung und seinen geheimsten Zusammenhängen und Zusammenklängen ist ihm klar und nah und verständlich.

Allegro — Scherzo — Adagio — Andante — — Dabei ist er aber kein Musiker, nicht einmal eigentlich musikalisch. Das heißt, er ist es vielleicht, nur wußte er es bis jetzt nicht, oder es ist heute ein Wunder mit ihm geschehen. Ach, wie haben es die Musiker leicht, denkt er, sie brauchen ja nur aufzuzeichnen und in Noten zu übersetzen, was in den Dingen klingt, was ihnen die Dinge vorsingen. Wer die Musik dieses Briefes aufschreiben könnte, wäre der größte Musiker der Welt. Von Beethoven, von dem hatte er wohl schon Aehnliches im Konzerthaal gehört. Kammermusikabend, Klavier, Geige, Flöte, Cello. — — Ihm ist, als sehe er die Spielenden vor sich. Er sieht die Hände auf dem Klavier, die Finger auf den Saiteninstrumenten und das Hin u. Her der Geigenbogen.

Der Träumer erwacht aus seinen Phantasien. Er blickt die Bäume an und den Wald, er überfliegt die Felder und die Hügel, ergreift die Nähe und Ferne, und alles ist wie verwandelt, wie verzaubert. Wunder ist in ihm, Wunder ist außer ihm. Er fühlt das tiefe Leben in allen Dingen, er versteht ihre Sprache, er hört ihre Musik. —

Da fällt sein Blick auf einen großen Stein zu seinen Füßen, der nur wenig aus dem Boden ragt. Man sieht nur eine Spitze, die von vielen Füßen schon abgeschliffen wurde. Nie noch schaute er im Leben einen Stein so an. „Du armer Stein“, sagt er, „wie schläfst du doch so tief, so feinern noch. Wie weit, wie weit bist du doch noch vom Leben entfernt, vom lebendigen Sein! Kein Herz schlägt noch in dir, das jubeln kann. Schwer und bewußtlos ist dein Schlaf, du armer, armer Stein.“ Ein grenzenloses, nie gekanntes Mitleid erfüllt das Herz des Mannes. Die Ueberfülle drängender und wogender Gefühle hält ihn nicht länger an seinem Ruheplatz. Er reißt den Glücksbrief, den er noch immer wie eine Wünschelrute in seinen Händen gehalten hat, wieder in die Tasche, ergreift Hut und Stock und schreitet auf schmalem Fußweg ins Innere des Waldes hinein. Glück und Jubel singt in ihm, und wo er hinkommt, tönt es ihm entgegen. Manchmal aber steht er sinnend still und murmelt ergriffen vor sich hin: Du armer Stein, du armer Stein!

In dumpfem, schwarzem Schwebgen harret die Nacht. Alle Melodien, alle zarten, süßen Klänge der Welt scheinen sich

hang verkrochen zu haben vor dem finstern, zottigen Ungeheuer und seinem unheimlichen Schweigen. Der muß schon gute Ohren haben und ein besonderer Lauscher sein, der jetzt noch die verschlupften Melodien der Dinge erhört. Wie die jungen Hühnlein unter den Leib der Mutter haben sich die Töne, die sonst die Welt erfüllen, unter die Flügel der Finsternis gedrückt, wo sie erschrocken lauschen. Nur der Regen draußen fürchtet sich nicht. Er hat Dienst, er erfüllt seine Pflicht. Er rieselt und plappert eintönig, geschwind und geschäftig. Manchmal wird er schläfrig, dann fährt er wieder auf und haftet eine kleine Strecke schneller dahin und überstürzt sich auch bisweilen, wie einer, der im Dunkeln über Steine stolpert. . . .

Manchmal schauern auch Bäume durch die Stille der Nacht. Aber es ist ein totes, klangleeres Erschauern, ein herbstwehes Stöhnen. Sie schüttelein die verstorbenen Melodien des Sommers von sich ab und werfen sie der nächtliche Stille in den Schoß, in den Abgrund des Vergehens und Vergessenseins. Weint der Regen dazu? Ach nein, gleichmütig schlägt er seinen Takt und tut sein Geschäft. Vielleicht weint sonst jemand oder etwas durch die weglose Nacht? Ach, was sollte denn weinen, die Nacht ist doch zum Schlafen da. Glücklich der, der schläft in solcher Nacht! Aber einer schläft nicht, das weiß ich. — In ruheloser Pein starrt er dem Dunkel ins Gesicht, wälzt schwere Gedanken hin und her und behorcht die wehen Hammerschläge seines Herzens.

Nun zündet er eine Kerze an und greift nach einem zerknitterten Brief der auf dem Nachttischchen liegt. Und liest und liest, und sein Gesicht wird bleich und wird rot. Er liest nicht Buchstaben und Worte und Sätze, denn der Brief ist ein einziges Tönen und Singen, ein Rauschen und Wehen von Klängen, von Geigen und Flöten, Klavier und Cello, ein ganzes Konzert. Der Lesende glaubt die Spieler zu sehen und einzeln zu hören: Allegro — Adagio — Andante — Finale — Wehliche Weisen, dazwischen aber Klänge so hart und abgründig, als spielte sie die unsichtbare Hand des Schicksals selber, daß sogar die Spieler erschrocken aufhorchen. Die Töne gehen mitten durch sein Herz, das hilflos und wund auf den Anteen liegt und lautlos schluchzt. Der Brief entfällt der Hand. In eine gramgefurchte Stirn pressen sich zehn Nägel. Die Kerze stürzt um und erlischt.

Wieder finstert stumm die Nacht vor sich hin. Schlaflos wälzt der Mann sich auf seinem Lager. In ihm klingt der wehe Brief, der ihm ein Urteil spricht, der ihm eine Welt von Hoffnung und Glück zerbricht. Die Schranken des Lebens waren wieder einmal stärker gewesen als die stärkste Liebe. Um düstere Kerkermauern weint das Meer. Er sieht eine Gefangene winken, und sein Arm reicht hinüber zur Insel der Toten. Wer könnte als Leidtragender in solch ein Grab blicken, ohne daß es ihm das Herz zerrisse? Mit Behmut denkt der Unglückliche jetzt zurück an jenen ersten Brief voll Glück und Sonne, mit dem er auf der Bank am Waldrand saß. Und plötzlich fällt ihm der Stein ein. Neuer Stein, den er damals aus tiefstem Herzen bedauert hatte, der ihm so leid getan. Er sieht ihn vor sich, den alten Stein, den viele Schuhe schon abgeschliffen haben. Jetzt wäscht der Regen darüber mit weicher, kühlender Hand, wie zum Trost. Wie wohl das tun muß! Der Mann legt die Hand aus schmerzgequälte Herz und senkt aus tiefstem Grunde und spricht: Ach, glücklich wäre der, der jetzt ein Stein am Wege wäre! Ein Stein am Weg, den sanft und kühl im Schlaf der Regen freidelt! Ach, glücklich, wer so schlafen könnte wie du, du Stein am Weg, der nichts vom Leben weiß — — —